

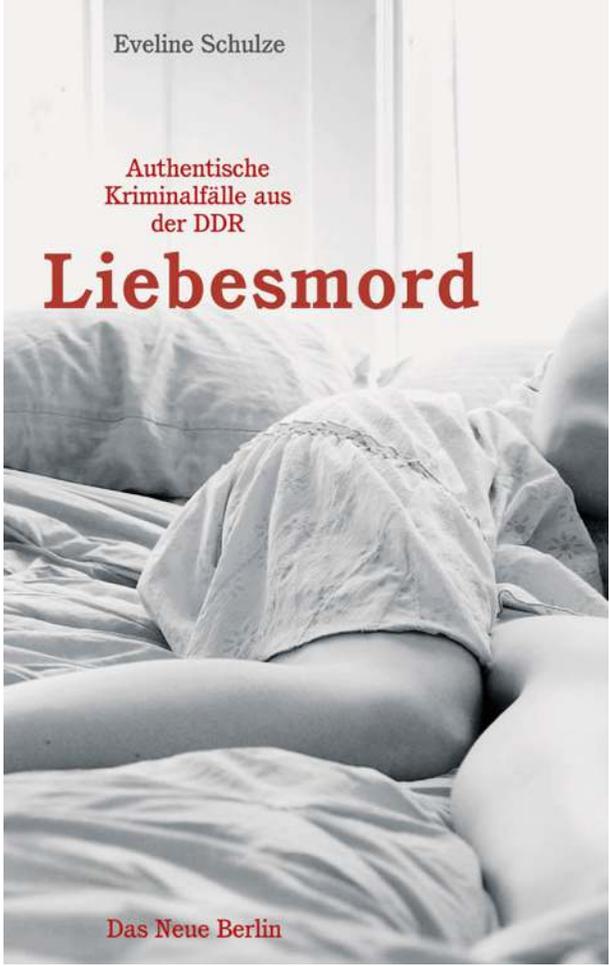


Eveline Schulze

Authentische
Kriminalfälle aus
der DDR

Liebesmord

Das Neue Berlin



Eveline Schulze

Authentische
Kriminalfälle aus
der DDR

Liebesmord

Das Neue Berlin

Impressum

ISBN eBook 978-3-360-50008-3

ISBN Print 978-3-360-02106-9

© 2012 Verlag Das Neue Berlin, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin unter Verwendung eines Motivs von picture alliance/Trigger Image

Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Neue Grünstraße 18, 10179 Berlin

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe

www.eulenspiegel.com

Eveline Schulze

Liebesmord

Authentische Kriminalfälle aus der DDR

Das Neue Berlin

Vatermord

Das Messer dringt fast ohne Widerstand ein. Kein Knochen stoppt die Klinge. Bis zum Heft gleitet sie in den Oberkörper. Er hat nicht gezielt, nur zugestoßen. Mit ganzer Kraft. Zwölf, fünfzehn Zentimeter rutschte der Stahl durchs Unterhemd in den massigen Brustkorb. Er ist darüber nicht weniger überrascht als der Mann, in welchem jetzt das Küchenmesser steckt. Der Mann ist sein Vater. Aus dem Mund kommt kein Ton. Dann kippt er nach vorn über. Wie in Zeitlupe. Im Fallen reißt er Geschirr vom Tisch. Es klirrt und scheppert. Er schiebt sich im Sturz noch das Hemd bis zu den Brustwarzen hoch und presst sich die Hand auf die Wunde, aus der etwas Blut tropft. Der Mann stöhnt ein wenig. Zuckt. Dann ist es still. Nur das Ticken der Uhr auf dem Küchenschrank füllt den Raum. Sonst nichts. Ein Vakuum der Ruhe.

Auch in Norberts Kopf herrscht plötzlich Leere. Bis vor wenigen Minuten tobte dort Hass. Ein Schlachtfeld der Gefühle. Nun aber ist dort nichts mehr. Wie ein Fernseher, den man abgeschaltet hat. Die Mattscheibe ist schwarz und tot. Stand das, was eben geschah, auf dem vorgedruckten und besprochenen Programm? Was war für Samstag, den 23. März 1973, in Görlitz geplant?

Der Zwanzigjährige steht und mustert den Mann zu seinen Füßen. Zum ersten Mal in seinem Leben sieht er einen Toten. Hatte er ihn sich so vorgestellt? Natürlich nicht. Wie sollte er auch. Das war ja nicht geplant. Er hatte sich doch nicht über den Abwasch gemacht mit der Absicht, nebenbei seinen Vater zu erstechen. Er war zuvor

bei der Mutter. Sie lag im Bett. Der Kerl, mit dem sie seit über zwei Jahrzehnten verheiratet war, hatte sie mal wieder geprügelt. Ohne Anlass. Einfach so. Wobei: Was sollte es überhaupt für einen Grund geben, einen Menschen zu schlagen? Keinen. Noch dazu eine Frau. Die keine fünfzig Kilo wiegt. Ein Spatz neben dieser Übelkrähe. Nicht nur Mitleid nimmt ihn für sie ein. Es ist seine Mutter. Er liebt sie. Und leidet mit ihr, wenn der Vater sie prügelt. So lange er denken kann, schlägt er sie.

»Was ist los?«

Ihre Stimme kommt schwach aus dem Schlafzimmer. Sie reißt den jungen Mann aus seiner Starre. Langsam kommt er zu sich, das Hirn nimmt nach der Schrecksekunde seine Arbeit wieder auf.

»Nichts«, sagt er. »Alles in Ordnung.« Er macht eine Drehung und setzt sich in Bewegung. Wie ein Roboter geht er hinüber.

»Ich hatte schon gedacht, er schlägt dich tot. Nach diesem Gebrüll und seinem Gebell.«

Norbert lässt sich langsam auf die Bettkante nieder.

»Er ist tot.«

»Wer?«

Die Frage ist unnötig. Nur die beiden Männer waren in der Küche. Wenn der Sohn neben ihr sitzt, muss also der andere hinüber sein. So will es die Logik.

»Er.«

Die Frau nickt und schweigt.

»Es ist vorbei.«

Sie schweigt noch immer. Ist sie erleichtert, gar befreit? Kann sie aufatmen? Ihr Gesicht auf dem weißen Kopfkissen verrät nicht, was hinter der Stirn vorgeht. Keine Regung, nichts. Ein blasses Antlitz, aus dem eine spitze Nase hervorsticht. Und ein blaugrüner Fleck auf dem linken Jochbein. Das eine Augenlid ist geschwollen, es bleibt geschlossen. Das andere Auge, das zur Zimmerdecke starrt, ist blutunterlaufen.

Norberts Blick geht in unbestimmte Ferne. »Es ist vorbei«, sagt er noch einmal. Erleichterung klingt anders.

»Was war denn los? Ich habe nur den Krach gehört«, sagt die Mutter.

Der Sohn schweigt. Und schaut in die Weite. Er hat die Frage durchaus vernommen. Aber er will nicht antworten. Es war doch wie immer. Der Alte hatte sich an der Flasche festgehalten und sein Samstagnachmittagbier getrunken, mit der er sich den Staub der Arbeitswoche, den ganzen Dreck, wie er sagte, hinunterspült. Er war Meister im VEB Waggonbau, dem größten Betrieb in der Stadt. Auch Norbert war dort als Werkzeugmacher beschäftigt. Der Alte trank um diese Zeit stets sein Bier, um anschließend hinüber in seine Werkstatt zu gehen, wie er die hergerichtete Kammer neben dem Schlafzimmer nannte. Die Samstage waren so ritualisiert wie die Sonntage. Das Programm lief mit der Unerbittlichkeit eines Uhrwerks ab. Zusammenstöße mit der Familie inklusive.

Während sich Norbert über den Abwasch machte, köpfte der Alte sein Landskron an der Tischkante. Die wies die Spuren unzähliger aufgeschlagener Kronkorken auf. Der Metalldeckel fiel zu Boden und klingelte ein wenig, ehe er liegen blieb.

»Kannst du nicht den Flaschenöffner nehmen«, sagte Norbert und beugte sich über die Spüle.

»Was willst du Klugscheißer? Willst du deinem Vater etwa Vorschriften machen?«

Die Reaktion war die übliche.

»Die Tischplatte ist im Eimer.«

»Na und? Ich hab sie bezahlt.«

»Du musst den Tisch darum aber nicht vorsätzlich ramponieren.«

»Hör mal zu, du Versager.« Der Mann schraubte sich in die Höhe und machte einige Schritte auf Norbert zu. »Ungedient, und im Betrieb reißt du auch keine Bäume aus: Du halt mal schön die Klappe.« Er nahm einen Schluck aus der Flasche.

Norbert schluckte auch. Er spürte, wie die Galle in ihm aufstieg und zwang sich zur Beherrschung. »Was hat das mit unserem Küchentisch zu tun?« Er drehte sich um und starrte seinem Vater ins Gesicht. Der hatte sich vor ihm aufgebaut. Spott umspielte die Mundwinkel, in den Augen waren Hohn, Hochmut und Herrschsucht zu erkennen. Norbert kannte diesen Blick, und auch dafür hasste er diesen Mann. Er offenbarte, was sein Vater von ihm hielt. Er verabscheute diesen Mann, der ihn gezeugt hatte. Die Zähne standen diesem Schläger und Säufer auseinander und wiesen Lücken

auf wie ein Staketenzaun. Und dann diese hohe Stirn, die er mit einer langen Haarsträhne zu kaschieren suchte. Sie nahm ihren Ausgang oberhalb des linken Ohrs und endete an der rechten Schläfe. Wenn der Wind blies, stand die Strähne wie ein Gebüsch in die Höhe und gab die Blöße preis. Das war lächerlich. Und als Norbert darüber einmal lauthals lachte, bekam er eine gelangt. Wie immer, wenn dem Vater etwas missfiel. Oder wenn ihm danach war. Links, rechts. Dann brannten die Ohren rot, und die Wangen schmerzten. Norbert hatte beizeiten gelernt, sich dem Vater nicht weiter zu nähern, als dessen Arme reichten. Kein Schritt zuviel. Die Distanz war nicht nur eine räumliche.

Der Mund des Mannes öffnete sich zu einem abfälligen Grinsen, der Staketenzaun aus gelblichen Zähnen wurde sichtbar. Bierdunst wehte ihn an. »Du Wichser.«

Da hatte er zugestochen.

Mitten hinein in diesen Kerl, der nachlässig sein Hemd übergeworfen und nicht zugeknöpft hatte. Wie ihn das abstieß! Natürlich konnte sich der Alte zu Hause etwas lockerer als im Betrieb geben. Das Recht hatte er. Aber die Missachtung anderer schwang selbst in der Blöße mit. Mich interessiert nicht, was ihr über mich denkt, signalisierte das Unterhemd. Ihr könnt mich mal. Fast schien es so, dass er sich einen Jux daraus machte, so auch bei Tisch seine Suppe zu löffeln. Der Patron provozierte. Er war sein eigener Kosmos und stets auf Krawall gebürstet. Unter dem Firnis formaler Höflichkeit, die er außerhalb seiner vier Wände pflegte, wohnte der Jähzorn. Ein Choleriker, der seinem Bedürfnis zwanghaft nachkam, sobald er die Schwelle seiner Wohnung überschritten hatte. Selbst ein Fliegenschiss auf dem Garderobenspiegel lieferte Anlass für einen Wutausbruch. Allerdings störten ihn nur die Fehler der anderen. Die eigenen nahm er nicht wahr. Er war vollkommen. Wie man es von Werkzeugmachern erwartete: korrekt, präzise, pflichtbewusst, diszipliniert. Fast könnte man meinen, dass er die von ihm erwartete oder sich in Selbstverpflichtung auferlegte Rolle daheim absichtlich konterkarierte. Er kompensierte die Pflicht durch Müßiggang, die Disziplin durch Disziplinlosigkeit.

Norbert hasste ihn dafür. Sein Unmut wurzelte nicht nur in dem klassischen Vater-Sohn-Konflikt, der in jeder Familie auftrat. Die Heranwachsenden nabeln sich ab und gehen auf Distanz. Zur

Ablösung gehört der Schwur: Nie will ich so werden wie der! Das legt sich mit der Zeit. Wenn sie selber eine Familie haben und über eine gewisse Lebenserfahrung verfügen, relativiert sich solch Urteil. In diesem Falle jedoch war das Verhältnis irreparabel. Die finale Beendigung dieses Konflikts folgte einem Automatismus. Die Lösung war nicht alternativlos, aber durchaus denkbar. Nicht zwingend, aber sehr wahrscheinlich. So würden die psychologischen Gutachter später urteilen. Norbert selbst war weder damals noch später zu einer solchen Analyse fähig. Nicht weil er damit intellektuell überfordert gewesen wäre, keineswegs. Seine Gefühle ließen es nicht zu. Er konnte nicht neben sich treten.

Nachdem der Alte verröchelt war, hielt er noch immer das Messer mit der gezackten Klinge in der Hand. Sie war nur leicht blutig. Kein Schlachtermesser, von dem es rot tropfte. Darauf achtete er allerdings nicht. Erst als die Mutter ihn rief, bemerkte er das Messer in seiner Hand. Auf dem Weg ins Schlafzimmer legte er es auf die Anrichte neben dem Syphon ab. Die Wasserspender waren unlängst in Mode gekommen. Jeder, der in die benachbarte Tschechoslowakei fuhr, brachte sich so ein Aluminiumgefäß mit. Man füllte Wasser ein und schraubte im Kopf eine mit Kohlendioxid gefüllte Metallpatrone auf einen Dorn. Drückte man danach auf einen Bügel, schoss sprudelndes Wasser ins Glas. Das war chic. Was machte es, dass das Behältnis nur einen Liter fasste und die Beschaffung der Patronen auch dann noch beschwerlich war, als die DDR den Syphon in die eigene Konsumgüterproduktion aufnahm?

Norbert ließ das vom Vater geschärfte Küchenmesser – das Schleifen der Haushaltsmesser gehörte zu seinen vornehmsten Übungen – achtlos auf einen Stapel Papiere fallen. Zuerst lag das Fahrschulbuch. Er war gerade dabei, nach Feierabend im Betrieb den Führerschein zu machen. Die Grundorganisation der Gesellschaft für Sport und Technik bot diese Möglichkeit für 15 Mark. Natürlich sollte die GST auf diese Weise künftige Militärkraftfahrer ausbilden, aber es war unerheblich, ob einer anschließend zur Armee ging oder nicht. Wer fahren wollte, konnte es. Auch wenn es schwer war, anschließend ein Auto zu bekommen. Aber vielleicht würde er gemeinsam mit Regina, die er im Sommer heiraten wollte, sich eins zusammensparen können.

»Und nun?« Seine Mutter meldet sich wieder und holt ihn mit der Frage in die Wirklichkeit zurück.

Norbert lauscht der Frage nach. »Ich weiß nicht«, sagt er nach einer Weile.

»Du musst die Polizei anrufen.«

Er dreht den Kopf in ihre Richtung. Das Gesicht ist blass, der Blick leer.

»Muss ich das wirklich?«

»Ja, selbstverständlich. Es war Notwehr. Ich kann es bezeugen.«

»Ich habe ihn umgebracht. Erstochen. Er ist tot. Da gibt es kein Vergeben und Vergessen.«

»Geh, ruf an«, fordert ihn nun die Mutter auf.

Norbert nickt. Er weiß, dass es auch für ihn das Beste ist. An die Stelle kurzzeitiger Erleichterung, das Scheusal losgeworden zu sein, ist nun die Angst getreten. Die Furcht vor den Folgen füllt ihn gänzlich aus. Je klarer er im Kopf wird, desto deutlicher wird ihm das Szenario, das nun kommt. Er nickt noch einmal wie zur Bekräftigung und erhebt sich vom Bett. Wie ein alter Mann schlurft er in den Flur. Er greift sich die Jacke an der Garderobe und streift sie sich über. Er spürt das Klimpergeld in der Tasche und holt es hervor. Zwei Groschen sind dabei.

Ohne einen Blick in die Küche zu werfen, verlässt er die Wohnung und stolpert die Treppe hinunter. Draußen schlägt ihm kalter Regen ins Gesicht, doch er spürt ihn nicht. Der Platz vorm Haus ist menschenleer. Er setzt mechanisch Fuß vor Fuß, und auch sein Kopf neigt sich automatisch nach vorn, um nicht die Tropfen ins Gesicht zu bekommen. Der nächste Münzer steht dort, wo die Busse abfahren. Keine dreihundert Meter von hier. Norbert stemmt sich dem Wind entgegen und drückt die Hände noch tiefer in die Hosentasche. Langsam kehren die Sinne zurück. Das gelbe Telefonhäuschen ist schon von weitem zu sehen. Einige Busse stehen abseits. Die Fahrer warten auf ihren Einsatz und dösen hinterm Lenkrad. Die meisten verfolgen vermutlich im Radio die Konferenzschaltung von den Oberligaspielen. Kaum einer, der nicht für Dynamo Dresden aus der Bezirksstadt fiebert. Auch Norbert drückt der Mannschaft die Daumen. Die Mannschaft spielt den

elegantesten Fußball in der DDR. Alle anderen Klubs und Vereine spielen Rumpelfußball.

Er reißt die Tür der Telefonzelle auf. Mit der Rechten langt er nach dem Hörer, mit der Linken fingert er die beiden Münzen aus der Tasche und schiebt sie in den Schlitz. Jetzt kann es ihm plötzlich nicht schnell genug gehen. Und außerdem: Wenn er, wie nun geschehen, auf der Drehscheibe 110 wählt, braucht er den Automaten nicht mit Münzen zu füttern. Der Polizeiruf ist gratis, die Feuerwehr mit 112 ebenso wie die dringende medizinische Hilfe unter der 115.

Norbert presst das Ohr an die schwarze Muschel. Er hört das Freizeichen. Einmal, zweimal. Dann meldet sich eine schnarrende Stimme.

»Volkspolizeikreisamt. Um was geht's?«

»Ich will einen Mord anzeigen.«

Am anderen Ende der Leitung herrscht Schweigen.

»Haben Sie verstanden?«

»Eh, hm, ja. Teilnehmer, habe ich Sie richtig verstanden? Sie wollen einen Mord zur Anzeige bringen?«

»Ja.«

»Sie heißen?«

»Norbert Brückner.«

»Und wo ist das passiert?«

Norbert nennt Straße und Hausnummer. »Das ist unweit des Busbahnhofs, wo ich gerade bin.«

Schniefend nimmt der Polizist seine Daten auf. Dann, nach dem letzten Punkt, meldet er sich wieder. »So, Sie gehen jetzt wieder nach Hause und warten vor der Tür. Ich schicke sofort jemanden vorbei. Und Sie sind sich absolut sicher, dass der Tote auch wirklich tot ist? Ich meine, wir brauchen keinen SMH oder so?«

Norbert schüttelt den Kopf. Nein, die Schnelle Medizinische Hilfe sei nicht mehr vonnöten, da sei er sich absolut sicher. Dann hängt er auf.

Während er zurücktrottet, löst sein Anruf im VPKA einigen Unmut aus. Es ist Wochenende und kurz vor Schichtwechsel. Da will man in Ruhe gelassen werden.

Im Dienstzimmer des Polizeireviere wacht Obermeister Karl Zube vor sich hin. Nur mit einem Ohr verfolgt er die Fußballübertragung im Radio. Er ist schon längst mit seinen Gedanken zu Hause, als die Tür aufgerissen wird.

»Kalle, heb den Arsch. Einsatz.«

Der Angesprochene dreht bedächtig den Kopf zur Tür. Der Stiernacken bekommt eine Wulst mehr. »Sachte, sachte, Fritz.«

Er weiß, dass es seinem Kollegen überhaupt nicht passt, wenn man ihn so ruft. Friedrich will lieber Friedel genannt werden, das klingt weniger preußisch und hart. »Um was geht's?«

»Mord.«

»Ist nicht mein Bier. Das ist was für die K, ich habe außerdem gleich Feierabend.«

»Erstens ist es noch eine Stunde hin bis Dienstschluss, zweitens wird jemand von der K die Sache aufnehmen, du wirst nur zur Begleitung mitfahren. Danach kannst du dich ins Wochenende verdrücken.«

»Wer hat bei der K Dienst?«

»Gerlach.«

Der erscheint wie auf Stichwort. »Na, was gibt's?« Der Oberleutnant ist bester Laune, geradezu aufgedreht. Kein Wunder, seine Schicht fängt erst an. Und vielleicht hatte der Dreißigjährige eine angenehmen freien Tag hinter sich.

»Etwas, was wir nicht alle Tage in Görlitz haben: einen Mord.« Gerlach schaut ungläubig.

»Ja, richtig gehört«, bekräftigt Zube.

Und als müsse der Diensthabende die Nachricht ein wenig freundlicher garnieren, schiebt er nach. »Ist ein Selbststeller. Ich denke, es handelt sich um einen einfachen Fall. Fahrt mal hin und schaut euch alles an. Wenn es sich so verhält, könnt ihr das volle Programm per Funk bestellen.«

Zube greift sich die Schirmmütze, hängt sich die Diensttasche um und schließt das Koppel, an dem die Dienstwaffe hängt. Gerlach, der Zivil trägt, verfolgt nahezu amüsiert die Aufrüstung des Genossen Obermeisters. »Na, haben wir auch nichts vergessen?«

»Verscheißern kann ich mich auch allein«, antwortet Zube und tritt kräftig mit den Stiefeln auf. Er hatte sich vor einer Stunde Marscherleichterung befohlen und die Fersen aus dem Fußbett gehoben. Jetzt bringt er sie wieder in Form. »Abmarsch.«

»Wir fahren mit meinem Wartburg«, sagt Gerlach und ahnt nicht, wie sehr er seinen Genossen mit dieser läppischen Bemerkung verletzt. Der hat nämlich kein Dienstfahrzeug, obwohl zu seiner Dienststellung ein Fahrzeug gehörte. Aber die Decke ist kurz wie überall. Außerdem war man in Dresden, wo man den Mangel verwaltete, sich einig: Trotz Dienstsport werden unsere Genossen immer fetter, da kann ein wenig Bewegung nicht schaden. So hatte man natürlich vor Ort nicht argumentiert, sondern politisch-ideologische Argumente vorgetragen. Erst waren es die Disproportionen in der Volkswirtschaft, die gemeinschaftlich und mit Verzicht überwunden werden mussten, dann waren es die Vorbereitungen auf die Weltfestspiele in Berlin im Sommer. Erst war Ulbricht daran Schuld, dann der Weltfrieden, weshalb Zube kein Dienstauto kriegte. Was erzählte man ihnen als nächstes als Grund der Entsagung? Der 25. Geburtstag der DDR vielleicht, welcher im nächsten Jahr gefeiert werden würde? Schon jetzt ahnte er die Kampagne zum 7. Oktober, die bestimmt unmittelbar nach den Weltfestspielen anlaufen würde. Kein Monat verging, in welchem propagandistische Flaute geherrscht hätte.

Zube lief Gerlach hinterdrein. Im Hof des Volkspolizeikreisamtes stand die ganze Dienstwagenflotte. Grünweiß lackierte Wolgas und Moskwitsche mit Polizeistern, zwei tiefgrüne Barkasse sowie neutrale Wartburgs in Kackbraun. Es war eine belämmerte Farbe, aber diese Farbpigmente für den Lack mussten nicht aus dem Westen für Devisen importiert werden. Die kriegte man in Wolfen irgendwie zusammengerührt. Zube wäre die Farbe scheißegal, wie sein Wagen lackiert sein würde, Hauptsache, er bekäme einen fahrbaren Untersatz. Nicht aus Prestige Gründen, Gott bewahre. Aber er geht auf die 50 zu, und die jahrelangen Streifendienste als Schutzpolizist stecken ihm in den Gliedern. Ein wenig Bequemlichkeit auf seine alten Tage ist doch nicht zuviel verlangt. Oder?

Gerlach sperrt die Dienstmöhre in Braun auf, schwingt sich auf den Fahrersitz und beugt sich hinüber, um den Verriegelungsstift in

der Beifahrertür zu heben. Zube, der geduldig gewartet hat, öffnet die Tür und schiebt sich ächzend auf den Sitz. Gerlach mustert ihn spöttisch von der Seite. »Solltest mal deine Knochen ölen, Genosse.«

»Ich sauf mich schon jeden Samstag ins Koma«, knirscht Zube verärgert und starrt durch die Windschutzscheibe. »Nun fahr endlich los. Ich will nach Hause.« Der Regenhimmel ist inzwischen noch grauer geworden, es wird schon Abend, bevor es Tag wurde.

Zube dirigiert Gerlach, obwohl dieser das Viertel kennt, in welchem sie erwartet werden. Straßenzüge mit Zweigeschossern an der Peripherie der Altstadt. Die wurden um die Jahrhundertwende hochgezogen, als die Industrie nach Görlitz kam und mit ihnen die Proleten, die Obdach brauchten. Die Wohnungen sind eng und ohne jeglichen Komfort, wer die Zuweisung für eine Neubauwohnung erhält, preist sich glücklich, hier wegziehen zu können. Zentralheizung und warmes Wasser aus der Wand, eine eigene Badewanne und dazu noch ein Klo in den vier Wänden.

»Das ist er vermutlich«, sagt Zube und zeigt auf einen jungen Mann, der einsam und verlassen vor einem Hauseingang auf dem Bürgersteig steht. Dessen Jacke und die Hose sind dunkel vor Nässe. »Armer Irrer«, zischt Zube. »Der hätte auch im Hauseingang auf uns warten können.«

Gerlach winkt ab. »Wenn er der Täter war, steht er momentan neben sich. Der merkt nicht mal, wenn ihm die Schuhe voll laufen.« Er blinkt, fährt rechts ran und stoppt. »Na, dann wollen wir mal.«

Zube quält sich ins Freie, setzt sich die Dienstmütze auf und drückt den Verriegelungsstift. Dann wirft er mit Schwung die Tür zu. Es scheppert blechern. Er hatte mal in einem Hollywood-Film gesehen oder besser gehört, wie mit einem satten »Plop« die Autotür zufiel. Ein volles, warmes Geräusch. Allein das vermittelte Wohlbefinden. Er war damals überrascht, wie mit wenigen psychologischen Tricks dieses kapitalistische System den Menschen Heimeligkeit zu suggerieren vermochte. Ein Auto hatte in erster Linie einen Nutzwert, man bewegte damit seinen Arsch von A nach B. Da war es unerheblich, ob die Karre aus Blech oder Plaste, ob die Sitze aus Plüsch oder Synthetik waren. Mehr als von A nach B zu gelangen war weder nötig noch drin. Aber der Kult, den man damit machen konnte, das Lebensgefühl, das damit zu vermitteln war: erstaunlich, erstaunlich.

»Sind Sie Herr Brückner? Norbert Brückner?«

Der Angesprochene nickt.

»Ich bin Obermeister Zube und das ist Oberleutnant Gerlach.« Er zeigt auf den Mann, der hinter dem Pkw hervorkommt.

»Oberleutnant der K«, ergänzt der. »Soviel Zeit muss sein.« Sein leichtes Grienlen zerfließt im Märzregen. »Wir sollten hineingehen.«

Brückner sperrt wortlos die Haustür auf.

»Gehen Sie ruhig voran«, sagt Gerlach. Die Ansage ist überflüssig, der junge Mann steigt ohnehin bereits die Treppe hoch. Im Treppenhaus hängt der Geruch von Jahrzehnten. Diese Mischung aus Kohlsuppe und Kloake, Bohnerwachs und Bratenduft wohnt in allen Mietshäusern, egal, welche Währung gerade in Umlauf ist und welche Fahne auf dem Rathaus weht. Der Geruch von Jahrzehnten haftet in allen Ritzen und verlöre sich nicht, selbst wenn wochenlang gelüftet werden würde.

Die drei Männer stapfen hinauf ins Obergeschoss. Norbert Brückner schweigt noch immer. Er öffnet die Wohnungstür, die beiden folgen in den Flur. Gerlach sieht die auf dem Fußboden hingestreckte Leiche. Zube schaut ihm über die Schulter und wendet angewidert den Blick. Ach du heiliges Kanonenrohr, denkt er, der ist wirklich mausetot. Gerlach geht in die Hocke. Zube lässt ihn allein und wandert im Flur weiter. Eine Tür ist geöffnet, dort verschwand auch Brückner. Es ist, wie unschwer festzustellen, das Schlafzimmer. Auf der einen Seite des Doppelbetts liegt eine Frau. Auf der Bettkante sitzt Brückner.

»Guten Tag«, sagt Zube und führt seine gestreckte rechte Hand grüßend zum Mützenschirm. »Obermeister Zube. Sind Sie die Ehefrau des ... des Verstorbenen?«

Der Kopf im Kissen bewegt sich leicht.

»Es war Notwehr.«

»Ja, das werden wir noch ermitteln.«

»Genosse Zube!«

Die Stimme aus der Küche klingt befehlsgewohnt.

»Komme«, antwortet der Gerufene.

»Sie informieren die Kriminaltechnik, den diensthabenden Staatsanwalt, Notarzt und Bestattung.«